

dtv

Herbert Rosendorfer nähert sich dem Leben des Komponisten ohne falsche Ehrfurcht. Gewohnt provokativ, doch mit kritischer Empathie beleuchtet er Leben und Werk des Meisters aus ungewöhnlichen Perspektiven. So thematisiert er etwa Wagners permanente Verschuldung, interpretiert die Opern auf launige und ungewöhnliche Weise und spürt der wahren Ursache für den Tod des Meisters nach: War die heimliche Affäre mit der jungen Sopranistin Carrie Pringle Anlaß für die heftige Auseinandersetzung mit Cosima Wagner am Vormittag des 13. Februar 1883, die dem tödlichen Herzanfall vorausging? Ein Buch für Kenner, Kritiker und neugierige Leser, die Leben und Werk Wagners von einer anderen Seite kennenlernen wollen.

*Herbert Rosendorfer*, 1934 in Bozen geboren, ist Jurist und Professor für Bayerische Literaturgeschichte. Seit 1969 zahlreiche Veröffentlichungen, unter denen die ›Briefe in die chinesische Vergangenheit‹ ([dtv 10541](#) und [25044](#)) am bekanntesten geworden sind. Herbert Rosendorfer ist Mitglied der Bayerischen Akademie der Künste, er wurde mit zahlreichen bedeutenden Auszeichnungen geehrt, zuletzt 2010 mit dem CORINE-Ehrenpreis des Bayerischen Ministerpräsidenten. Die meisten seiner Bücher erscheinen als Taschenbücher bei [dtv](#). Herbert Rosendorfer lebt mit seiner Familie in Südtirol.

Herbert Rosendorfer

Richard Wagner  
für Fortgeschrittene

Deutscher Taschenbuch Verlag

Karl Dietrich Gräwe  
in gemeinsamer Verehrung  
Giuseppe Verdis  
gewidmet

**Ausführliche Informationen über  
unsere Autoren und Bücher  
finden Sie auf unserer Website  
[www.dtv.de](http://www.dtv.de)**



2. Auflage 2012  
2011 Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,  
München  
© 2008 LangenMüller in der  
F. A. Herbig Verlagsbuchhandlung GmbH,  
München  
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen  
Umschlagfoto: Getty Images/AFP  
Gesamtherstellung: Druckerei C. H. Beck, Nördlingen  
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier  
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-14004-1

»Man entsagt und genießt.«

*Cosima Wagner an ihre Tochter Eva  
am 1. Februar 1930*



# INHALT

I.	
Von Beschuhnten und Unbeschuhnten Wagnerianern	9
II.	
Die frühen Werke – geniale Jugendsünden?	55
III.	
Der Fliegende Holländer – »Steuermann, halt die Wacht!«	74
IV.	
Tannhäuser – »O du, mein holder Abendstern ...«	81
V.	
Lohengrin – »Nie sollst du mich befragen ...«	92
VI.	
Tristan und Isolde – »schuldlos schuldig«	108

VII.

Die Meistersinger – »Verachtet mir die  
Meister nicht ...« 132

VIII.

Der Ring des Nibelungen – »Weiche,  
Wotan, weiche!« 139

IX.

Parsifal – »Erlösung dem  
Erlöser« 200

X.

Tod in Venedig 226

XI.

Reisen, Frauen, Hunde,  
Schulden ... 232

Anhang

237

I.  
VON BESCHUHTEN UND  
UNBESCHUHTEN WAGNERIANERN

**E**s ist allein über die seidenen Schlafröcke Richard Wagners (er hatte ein großes Faible dafür, auch für ebensolche Unterwäsche) mehr geschrieben worden als, zum Beispiel, über Friedrich Smetana oder über Niels Wilhelm Gade allgemein, obwohl die ja auch nicht gerade unbedeutende Komponisten waren. Diese Feststellung hier am Anfang dieses Buches steht nicht deshalb da, weil nun eine Bitte um Entschuldigung folgt, daß ich mit ebendiesem ein weiteres auf den Müllhaufen der Sekundärliteratur lege. Ich setze es aus anderem Grund hier an den Anfang, nämlich um die Frage aufzuwerfen: *Sollte das nicht zu denken geben?* Nicht das mit den Schlafröcken – oder vielleicht das auch –, sondern daß gerade Richard Wagner solch eine Flut von Büchern über sich provoziert?

Anders gesagt: Das Anhören des »Ringes des Nibelungen«, hintereinander vorgetragen und ohne die in Bayreuth üblichen einstündigen Pausen zwischen den Akten, erfordert, je nachdem, wie schnell oder wie langsam der Dirigent die Tempi nimmt, zwischen dreizehn und fünfzehn Stunden. Die Lektüre aller im Internet angezeigten Erklärungs-, Erläuterungs- und Belobhudelungsschriften des »Ringes« erfordert, bei Achtsturentag und Fünftagewoche, zweiundzwanzig Jahre. Noch einmal: *Sollte das nicht zu denken geben?*

Dazu noch eine Bemerkung zur Zeit beim Wagner-

Hören, die auf der Mitteilung eines Freundes basiert: Von allen Opern, nicht nur von denen Wagners, weist die »Götterdämmerung« das beste Preis-Leistungs-Verhältnis auf, weil man hier für den gleichen Preis wie bei der »Salome« (1 3/4 Stunden) fünf Stunden im Theater sitzen darf.

\*

Die ersten Festspiele in Bayreuth wurden – selbstverständlich – von Richard Wagner selbst geleitet. Es waren allerdings nur zwei: die im April 1876 mit der ersten vollständigen, zyklischen Aufführung des »Ringes« und die im August 1882, ein halbes Jahr vor Wagners Tod, mit der Uraufführung des »Parsifal«. Ob Wagners gelegentlich tradierte Äußerung, das Festspielhaus solle nach der Aufführung des »Ringes« und des »Parsifal« wieder abgerissen werden, ernst gemeint war, darf bezweifelt werden, denn andererseits hielt Wagner seine Werke ja auch, vielleicht sogar in erster Linie, für Volksbeglückung – des deutschen Volkes versteht sich. Oder hat Wagner das mit dem Abreißen doch ernst gemeint? Und hat er deshalb, und nicht wegen der Akustik, das Festspielhaus aus Holz bauen lassen? Nach heutigen feuerpolizeilichen Vorschriften dürfte es gar nicht mehr gebaut werden, doch zum Glück steht es bereits und, so oder so, ist die Akustik unübertroffen vorzüglich, wozu noch die Raffinesse des verdeckten Orchestergrabens kommt, der wie sonst nirgendwo den Klang aus den Tiefen aufblühen läßt. (Was allerdings im strengen Sinn nur für die Instrumentation des »Ringes« und des »Parsifal« gilt, deren Partituren für das Musizieren im verdeckten Orchestergraben gearbeitet sind. Für die

früheren Opern ist die akustische Situation nicht immer unproblematisch.) Diese akustische Besonderheit hat Wagner sich ausgedacht, wie er überhaupt ein begnadeter Akustiker war. Den zu seiner Zeit noch gar nicht allgemein bekannten Doppler-Effekt hat er beim Walküren-Ritt schon mitkomponiert, daß sich nämlich der Ton einer herannahenden Lautquelle verstärkt, in der Höhe jedoch gleichbleibt, bei sich entfernender Lautquelle gleichzeitig mit Abnehmen der Stärke tiefer wird.

Alles in allem, eine irgendwie gartete Verfügung, das mit teurem Geld (des Königs Ludwig II. und der Wagner-Vereine in aller Welt) erbaute Festspielhaus wieder abzureißen, wurde nach Wagners Tod nicht gefunden, und so steht es noch heute, wenngleich vielfach renoviert im Lauf der Zeit und sogar an manchen Stellen umgebaut.

Richard Wagner starb am Dienstag, dem 13. Februar 1883, im Palazzo Vendramin in Venedig. Mitverursacht hat den trotz Wagners seit längerer Zeit schon labilen Gesundheitszustands überraschenden Tod des noch nicht einmal Siebzigjährigen eine heftige Eifersuchtsszene, die Cosima ihrem Mann am Vormittag geliefert hatte. Anlaß war die Tatsache, daß die junge Sängerin Carrie Pringle, eins der Blumenmädchen im »Parsifal«, sich in Venedig aufhielt. Nur soviel dazu: Cosimas Eifersucht dürfte nicht unbegründet gewesen sein. So starb Richard Wagner am Weiblichen, um das, außer um Kunst und Geld, sein Leben im wesentlichen gekreist ist. Er starb mitten in der Niederschrift eines Aufsatzes »Über das Weibliche im Menschlichen« – eine höchst krause Schrift.

Cosima legte nach Wagners Tod eine bühnenreife Traueroperette hin. Ihr erster Biograph (oder besser: Lobhudler) Graf Du Moulin-Eckart beschreibt – allerdings selbst-

redend ohne Ironie – in seinem zweibändigen, nur unter Aufbietung aller Kräfte und auch so nur auszugsweise lesbaren Werk das Funeral-Toben der (so ihr sozusagen offizieller Titel) »Hohen Frau«: Sie schnitt sich die Haare ab, weinte, röhrte, schluchzte, beschloß zu sterben, lebte aber dann noch siebenundvierzig Jahre. Die Trauer hinderte sie nicht daran, sofort mit der Planung neuer Festspiele zu beginnen, die dann auch tatsächlich noch im August 1883 stattfanden.

Cosima Wagner war somit die eigentliche Gründerin der Bayreuther Festspiele, und das ist unzweifelhaft ihr Verdienst. Ohne ihre Tatkraft gäbe es heute die Festspiele nicht. Cosima leitete sie bis 1906. Da war sie knapp siebzig Jahre alt und übergab die Festspielleitung ihrem und Richard Wagners einzigen, damals siebenunddreißigjährigen Sohn Siegfried. Unter Cosimas Leitung fanden in einundzwanzig Jahren vierzehnmal die Festspiele statt, und es wurde auch das Repertoire, wenn man so sagen kann, erweitert. Zu den eigentlichen Festspiel-Werken »Ring« und »Parsifal« kamen nacheinander »Tristan und Isolde«, »Die Meistersinger von Nürnberg«, »Tannhäuser«, »Lohengrin« und (erst 1901) »Der fliegende Holländer« dazu, womit das auch heute noch gültige Programm vollständig war. Der Erfolg war zunächst bescheiden. »Tristan« wurde 1886 vor fast leerem Haus gegeben, »Lohengrin« 1894 auch, unvorstellbar heute, wo sich die Festspielleitung rühmen kann, jeden Sitzplatz siebenmal verkaufen zu können – mit Ausnahme des »Parsifal« in der Inszenierung von 2004, die Christoph Schlingensiefel zu verantworten hatte. Da sei jeder Sitzplatz nur dreimal zu verkaufen gewesen, heißt es in den sogenannten gutunterrichteten Kreisen. Wer weiß, ob es stimmt, aber eins stimmt, daß

viele Zuschauer mit grauengeweiteten Augen aus der Vorstellung in die nächstgelegenen Gasthäuser (zum Beispiel in die »Bürgerreuth« oberhalb) gewankt sind, um sich bei einem Meisel-Bräu-Bier zu erholen. Nach Katharina Wagners »Meistersinger«-Untat (2007) war es nicht anders.

Zurück zu Siegfried Wagner, der von 1906 bis zu seinem ganz plötzlichen Tod während der Festspiele 1930 das Haus leitete. Siegfried, der mit vollem Namen Siegfried Richard Helferich (ein vom Vater erfundener Name?) hieß, war, was der Vater nicht mehr erleben mußte, auch Komponist. So einer hat's natürlich schwer, und gemessen an dem gigantischen Vaterschatten, in dem Siegfried und seine Arbeiten standen, muß man sagen: Er hat sich ganz gut gehalten. Gegen das Genie des Meister-Vaters wirkt das Talent Siegfrieds etwas kümmerlich, doch wenn man sich die Mühe macht, seine Musik ohne Vorurteil zu hören, findet man schöne und angenehme Passagen, spätromantischen, schon etwas verspäteten Wohllaut, handwerklich einwandfrei (das hatte er bei Engelbert Humperdinck gelernt), wenngleich man sich danach, wenn man es gehört hat, wenig zurückbehält. Wie der Vater schrieb auch der Sohn seine Texte selbst, und wie der Vater hätte er es besser bleiben lassen, das heißt einen richtigen Dichter beauftragen sollen. Die Mutter freilich, Cosima, war begeistert von den Opern ihres Sohnes und verstieg sich dazu, Fidis (so Siegfrieds Kosename im Familienkreis) Opern mit denen des etwa gleichaltrigen Richard Strauss auf eine Stufe zu stellen, mit der neckischen Einteilung, daß Fidis Talent mehr fürs Komische, Strauss' Talent mehr fürs Tragische geeignet sei. Strauss, der oft in Bayreuth dirigierte, dürfte dazu nur stumm genickt haben. Als er sich dann erfrechte, mit »Salome« und »Rosenkavalier« Welterfolge zu erzie-

len, während Fidis Märchenoperen («An allem ist Hütchen schuld«, »Herzog Wildfang«, »Bruder Lustig«, »Der Bärenhäuter«) nur mit Mühe Achtungserfolge errangen, fiel Strauss bei Cosima in Ungnade, und Fidi geiferte, daß der Erfolg der Strauss'schen Werke nur den Intrigen der Juden zu verdanken sei – ausgerechnet, wo Strauss schon nicht frei von antisemitischen Spritzern auf der Weste dasteht. Später, unter Winifred Wagners Festspielleitung, wurde Strauss, auf den als Wagner-Dirigent nicht gut zu verzichten war, wieder in Gnaden aufgenommen.

Aber wenn sich Fidi unterstanden hätte – er wagte es nie – vorzuschlagen, auch seine Opern auf dem Hügel aufzuführen, hätte ihm die Alte seine Partituren um die Ohren gehauen. Nein, der Hügel war und ist – zu Recht, muß man sagen – den Werken Richard Wagners vorbehalten, und so blieb es auch bis zum Tod Cosimas und Siegfrieds. Ob Siegfried es nach dem Tod der Mutter gewagt hätte, der sicher starken Versuchung nachzugeben, auch eine seiner Opern klammheimlich aufs Programm zu setzen, weiß man nicht, denn er hätte gar keine Zeit dazu gehabt. Cosima Wagner starb im gleichen Jahr wie er, wenige Monate vor ihm, am 1. April 1930. Geboren wurde sie am 24. Dezember 1837, feierte ihren Geburtstag aber, aus welchen Gründen auch immer, erst am 25., weshalb oft das Geburtsdatum falsch angegeben wird. Eine seltsame Laune des Weltgeistes: Eine andere Exzentrikerin des 19. Jahrhunderts, die österreichische Kaiserin Elisabeth (fälschlich »Sisi« genannt, »Lisi« hieß sie, schrieb das L nur wie ein S), ist exakt am selben Tag geboren: am 24. Dezember 1837 – zwei »Christkindln«. Es gibt so Geheimnisse, etwa daß die beiden Groß- und Gewalttheoretiker Eduard Hanslick, der damals wohl prominenteste Musikkritiker, und Theo-

dor W. Adorno sowohl den Geburtstag (11. September) als auch den Todestag (6. August) gemeinsam haben, freilich um achtundsiebzig bzw. fünfundsechzig Jahre versetzt.

Siegfried Wagner hinterließ eine Witwe und vier unmündige Kinder. Die Kinder hießen, heißen noch zum Teil, Wieland, Friedelind, Wolfgang und Verena, die Witwe hatte den eher männlich klingenden Namen Winifred, war eine geborene Engländerin mit dänischen Vorfahren und die Ziehtochter des bornierten Berufswagnerianers Klindworth, der in Berlin eine Wagnerianerbrutstätte unter der Bezeichnung »Konservatorium« führte. Bevor ein – notwendiges – Wort über Winifred Wagner gesagt werden muß, sei ihr, wie ihrer Schwiegermutter, unbestreitbares Verdienst hervorgehoben: Sie ist nach dem völlig unerwarteten Tod ihres Mannes sofort in das kalte Festspielleitungs-Wasser gesprungen und hat mit starker Hand Haus, Erbe und Festspiele gerettet. Nicht nur ihr Vorname war quasi-männlich, auch ihre Tatkraft nach dem Tod Fidis war, wenn man so will, von männlich starker Hand. (Obwohl die weiblich-starke Hand oft noch stärker ist.) In ihrer Jugend ein »recht hübsches Ding«, erreichte sie erst in vorgerücktem Alter die ihr zugemessene Fülle der dragoneristischen Matronengestalt mit leicht heroischem Einschlag.

Die Wagners haben (einschließlich der alten, im Rollstuhl sitzenden und Bier aus der Flasche trinkenden Cosima) von Anfang an der Nazi-Bewegung und Hitler Sympathien entgegengebracht, allen voran Winifred. Und es ist für mich sogar ein staunenswürdiger Zug in Winifred Wagner, daß sie, entgegen der Übung so vieler Opportunisten und Heilhitlerschreier, die nach dem Krieg nie Nazi,

ja, im tiefsten Herzen immer dagegen gewesen waren, von den Greueln in den KZ natürlich nie etwas gewußt haben (»Was? Juden sind vergast worden? Wie entsetzlich ...«), daß sie, Winifred, es sozusagen in aller Unschuld und Offenheit zugab, bis zuletzt, bis zu ihrem Tod. Nicht daß ich etwa Zuneigung zu den Ewiggestrigen empfände, doch so eine Haltung ist mir immer noch lieber als die jener Dichterin, die sich nach dem Krieg zur Linkität häutete und, als ein Hitler-Hymnus von 1939 auftauchte, zunächst leugnete, daß das von ihr sei, es sei heimtückisch unter ihrem Namen veröffentlicht worden. Als man die Handschrift fand, leugnete sie die Echtheit, und erst als diese unzweideutig erwiesen war, berief sie sich auf ihr damaliges jugendliches Alter, das vorübergehend verblendet gewesen sei.

Beides, dieses Verdrängen und Verdrücken sowie das offene, unwiderrufene Bekenntnis, sind Merkmale der zumindest partiellen Dummheit, und in der Tat war Winifred Wagner kein intellektuelles Kirchenlicht, nur ihre Dummheit war sozusagen erfrischender. Die Biographie Winifred Wagners von Brigitte Hamann zeichnet minutiös, sachlich und, woran die Autorin keinen Zweifel läßt, ohne jede Spätsympathie für den Nazismus den eigenartigen, einerseits rätselvollen, andererseits schlichten Charakter dieser Frau, die, mit einem gewissen Mutterwitz ausgestattet, mit unbestreitbarer Energie in einer besonders schweren Zeit, nämlich der Weltwirtschaftskrise, die Festspiele und das Erbe Wagners rettete. Freilich bediente sie sich dazu ihrer zunehmend engen Verbindung zu Hitler und überhaupt den Nationalsozialisten, wobei Opportunismus und politische Neigung harmonisch zusammenwirkten.

Eins allerdings stimmt nicht, obwohl vielfach davon ge-

munkelt wurde und wird: Hitlers Geliebte war Winifred Wagner nicht, auch wenn sie eine Duzfreundin des »Gröfaz« war. (»Gröfaz«, die gängige Abkürzung für »Größter Feldherr aller Zeiten«, entsprechend dem notorischen Abkürzungswahn der Nazis, die ja den ganzen Alltag mit Abkürzungen wie NS-, WHW, uk, »Flak«, BDM usw. *ü. k.* – eine von mir eben erfundene Abkürzung für »überkrusteten«.) Übrigens ein seltener Fall dieser Intimität bei Hitler. Er scheute das »Du«, selbst bei Waks (= Abkürzung für »Wirklich alte Kämpfer«), und mit allen Mittätern war er per »Sie«, ob Goebbels, Göring, Himmler – nur mit Eva Braun war er wohl per »Du« und mit einem einzigen Komplizen seiner frühen Jahre, dem dicken Oberschweindl Christian Weber, der auf dem »Du« insistierte, weil er, vermute ich, von Hitler etwas wußte, mit dem er ihn erpressen hätte können, und eben mit Winifred Wagner.

Doch, wie gesagt, die Geliebte Hitlers war Winifred Wagner nicht, und das Gerücht, daß sogar eine Heirat zeitweilig in Frage gekommen sei, entbehrt der Grundlage. Im übrigen brach der Kontakt, zum Leidwesen Winifreds, schon bei Kriegsausbruch fast ganz ab, und in den letzten Jahren besuchte Hitler Bayreuth nicht mehr.

\*

Heute unbegreiflich, mußte die neue Festspielchefin nicht nur mit finanziellen Schwierigkeiten kämpfen (das ist ja fast selbstverständlich, denn welche kulturelle Institution kämpft nicht damit, sind ja keine Sport-Institutionen, so wie etwa die deutschen Radrennfahrer, deren dopingfrohe Tätigkeit von der Industrie mit jährlich siebzehn Millionen

Euro beschmeichelt wird), sondern auch mit unbefriedigenden Besucherzahlen. So mußte für den »Tristan« in den zwanziger Jahren Reklame in den Zeitungen gemacht werden, um das Haus einigermaßen zu füllen. Ausgerechnet für den »Tristan«, sollte das nicht auch zu denken geben?

Als in der Nazizeit das Wohlwollen Hitlers über Bayreuth glänzte, das heißt nicht nur eines obskuren Parteichefs A. H., sondern des neuen Reichskanzlers ab 1933, flossen zunehmend Subventionen, unter anderem dadurch, daß Kartenkontingente großen Ausmaßes von K. d. F. (auch so eine Abkürzung der Nazis, es bedeutete »Kraft durch Freude«) und anderen mehr oder minder wohlthätigen Institutionen gekauft wurden, die dann ihre Mitglieder zwangsweise mit Festspielaufführungen beglückten. Im Krieg kamen verwundete, rekonvaleszierende Frontsoldaten in den Genuß von »Parsifal«, »Meistersinger« usw. und wurden im Gleichschritt und in Zweierreihen (sozusagen »Helm ab zum Hojotoho«) auf den Grünen Hügel getrieben. Nun gut, besser als in den Schützengraben ... Dafür aber durften auch bewährte Orchestermusiker, obwohl sie »wehrdiensttauglich« waren, statt in diesen, den Schützengraben, in jenen, den Orchestergraben. Entgegen der Goebbelschen Verfügung der Schließung aller Theater, nachdem er seine Verkündung des »Totalen Krieges« hinausgebellt hatte, durfte einzig Bayreuth weiterspielen, sogar noch im Juli und August 1944, dann aber war Schluß bis 1951 – Schluß auch mit der Ära Winifred.

Die Söhne Siegfrieds und Winifreds, Wieland und Wolfgang Wagner (damals vierunddreißig bzw. zweiunddreißig Jahre alt) übernahmen gemeinsam die Festspielleitung, was nicht ohne Wunden auf dieser und jener Seite abging, worauf hier aber nicht eingegangen werden soll. Wer es ge-

nau wissen will, der kann es in dem genannten, nicht genug zu lobenden Buch Brigitte Hamanns »Winifred Wagner oder Hitlers Bayreuth« nachlesen oder in Nike Wagners frecher Schrift »Wagner Theater« – die außerdem eine der besten »Tristan«-Analysen enthält, die ich kenne.

Wieland und Wolfgang Wagner eröffneten mit der Festspielsaison 1951 ein neues Wagner-»Zeitalter«, in vielerlei Hinsicht. »Hier gilt's der Kunst«, zitierten die Brüder in Flug- und Wandzetteln und baten um Unterlassung jeder politischen Diskussion. Gebrochen wurde mit nicht nur der nationalsozialistischen, sondern auch der nationalistischen Tradition und Vergangenheit, jedenfalls wurde es versucht. Ganz gelingen konnte es nicht, denn der Schatten der Vergangenheit war zu stark, und ich selbst habe noch in den sechziger Jahren angejahrte Walküren auf dem Hügel gesehen, mit Zopfkrantz und braunen Sandalen, die offensichtlich nur schwer unterdrücken konnten, das vom Balkon geblasene Zeichen zum Beginn der Vorstellung mit dem angeblich germanischen Heil zu begrüßen.

(Anmerkung: Daß ich hier auf Wagnerianerinnen rekurriere, ist nicht frauenfeindlich gemeint. Selbstverständlich gibt und gab es ähnliche Wagneristen männlichen Geschlechts, doch erstens fielen die Anbetungs-Heroinnen dank ihrer Ausstattung stärker auf, denn die Wagneristen erscheinen nicht in Fell und Stierhelm, und zweitens ist es nicht zu übersehen, daß es in weit stärkerem Maß Frauen waren als Männer, die Richard Wagner und sein Werk unterstützten, von Cosima über Mathilde Wesendonck bis zu Julie Ritter und Jessie Laussot. Und auch Hitler wurde, das haben statistische Erhebungen ergeben, in den entscheidenden Wahlen mehrheitlich von den weiblichen Wählern gewählt ... die dann allerdings im Krieg wohl mit

praktischem Sinn als erste bemerkten, was da angerichtet worden war.)

Der Stil der Aufführungen wurde, vor allem dank des genialen Regisseurs Wieland, radikal verändert. Die fellgekleideten Götter und Helden, die Helme mit Stierhörnern verschwanden, es wurde »entrümpelt«. Daß damit auch übers Ziel hinausgeschossen wurde, sei nicht verhehlt, so wenn Wieland in seinem »Parsifal« die Taube, ein Symbol also, seinerseits durch einen Lichtstrahl symbolisierte. So neu übrigens war diese Entrümpelung nicht. Schon die Bühnenbilder des großen Emil Preetorius in den dreißiger Jahren ließen die kitschgewohnten Ur-Wagnerianer (die »Unbeschuhnten« nenne ich sie in Anlehnung an die Bezeichnung strenger katholischer Orden) zornerbeben. Doch erst recht natürlich die Inszenierungen nach 1951, so etwa, daß Wieland Wagner sich erfrechte, eine Negerin, man denke!, als Venus im »Tannhäuser« zu engagieren: die grandiose Grace Bumbry.

\*

War Richard Wagner ein Nazi vor dem Nationalsozialismus? Es gibt ein Buch des Musikwissenschaftlers Hartmut Zelinsky, der sich damit wissenschaftlich furchtbar in die Nesseln gesetzt hat, mit dem Titel »Richard Wagner – ein deutsches Thema«, das ausgerechnet und mit Vorbedacht im Jahr 1976, also zum Hundertjahrjubiläum der Festspiele, erschienen ist. Selbst unter gemäßigten (sozusagen, nach meiner Kategorisierung »Beschuhnten«) Wagnerianern brach Heulen und Zähneknirschen aus. Das Arge daran war, daß die darin vorgelegten Dokumente unbestreitbar echt sind. Man rieb sich deshalb aushilfsweise an der schon